

# Unfertig ist der Mensch

Anekdote zur Senkung der Arbeitsmoral

Mit freundlicher Genehmigung des Verlags Kiepenheuer & Witsch, Köln.

Heinrich Böll / In einem Hafen an einer westlichen Küste Europas liegt ein ärmlich gekleideter Mann in seinem Fischerboot und döst. Ein schick angezogener Tourist legt eben einen neuen Farbfilm in seinen Fotoapparat, um das idyllische Bild zu fotografieren: blauer

rist – der Landessprache mächtig – durch ein Gespräch zu überbrücken versucht.

„Sie werden heute einen guten Fang machen.“

Kopfschütteln des Fischers. „Aber man hat mir gesagt, dass das Wetter

ken, die ihm sozusagen das Herz zu sprengen droht: „Aber warum fahren Sie dann nicht aus?“

Die Antwort kommt prompt und knapp. „Weil ich heute morgen schon ausgefahren bin.“

„War der Fang gut?“

„Er war so gut, dass ich nicht noch einmal auszufahren brauche, ich habe vier Hummer in meinen Körben gehabt, fast zwei Dutzend Makrelen gefangen ...“ Der Fischer, endlich erwacht, taut jetzt auf und klopf dem Touristen beruhigend auf die



Besser eine Hand voll mit Ruhe als beide Fäuste voll mit Mühe und Haschen nach Wind. Prediger 4,6

Himmel, grüne See mit friedlichen schneeweißen Wellenkämmen, schwarzes Boot, rote Fischermütze. Klick. Noch einmal: klick, und da aller guten Dinge drei sind, ein drittes Mal klick. Das spröde, fast feindselige Geräusch weckt den dösenden Fischer, der sich aufrichtet, schläfrig nach seiner Zigarettenschachtel angelt, aber bevor er das Gesuchte gefunden hat, hat ihm der eifrige Tourist schon eine Schachtel vor die Nase gehalten, ihm die Zigarette nicht gerade in den Mund gesteckt, aber in die Hand gelegt, und ein viertes Klick, das des Feuerzeuges, schließt die eilfertige Höflichkeit ab. Durch jenes kaum messbare, nie nachweisbare Zuviel an flinker Höflichkeit ist eine gereizte Verlegenheit entstanden, die der Tou-

günstig ist.“ Kopfnicken des Fischers.

„Sie werden also nicht ausfahren?“

Kopfschütteln des Fischers, steigende Nervosität des Touristen. Gewiss liegt ihm das Wohl des ärmlich gekleideten Menschen am Herzen, nagt an ihm die Trauer über die verpasste Gelegenheit.

„Oh, sie fühlen sich nicht wohl?“

Endlich geht der Fischer von der Zeichensprache zum wahrhaft gesprochenen Wort über. „Ich fühle mich großartig“, sagt er. „Ich habe mich nie besser gefühlt.“ Er steht auf, reckt sich, als wollte er demonstrieren, wie athletisch er gebaut ist. „Ich fühle mich fantastisch.“

Der Gesichtsausdruck des Touristen wird immer unglücklicher, er kann die Frage nicht mehr unterdrück-

Schulter. Dessen besorgter Gesichtsausdruck erscheint ihm als ein Ausdruck zwar unangebrachter, doch rührender Kümmernis.

„Ich habe sogar für morgen und übermorgen genug“, sagt er, um des Fremden Seele zu erleichtern. „Rauchen Sie eine von meinen?“

„Ja, danke.“

Zigaretten werden in die Mäuler gesteckt, ein fünftes Klick, der Fremde setzt sich kopfschüttelnd auf den Bootsrand, legt die Kamera aus der Hand, denn er braucht jetzt beide Hände, um seiner Rede Nachdruck zu verleihen.

„Ich will mich ja nicht in Ihre persönlichen Angelegenheiten mischen“, sagt er, „aber stellen Sie sich mal vor, Sie führen heute ein zweites, ein drit-

tes, vielleicht sogar ein viertes Mal aus und sie würden drei, vier, fünf, vielleicht gar zehn Dutzend Makrelen fangen ... stellen Sie sich das mal vor.“

Der Fischer nickt.

„Sie würden“, fährt der Tourist fort, „nicht nur heute, sondern morgen, übermorgen, ja, an jedem günstigen Tag zwei-, dreimal, vielleicht viermal ausfahren – wissen Sie, was geschehen würde?“

Der Fischer schüttelt den Kopf.

„Sie würden sich in spätestens einem Jahr einen Motor kaufen können, in zwei Jahren ein zweites Boot, in drei oder vier Jahren könnten Sie vielleicht einen kleinen Kutter haben, mit zwei Booten oder dem Kutter würden

Sie natürlich viel mehr fangen – eines Tages würden Sie zwei Kutter haben, Sie würden ...“, die Begeisterung verschlägt ihm für ein paar Augenblicke die Stimme, „Sie würden ein kleines Kühlhaus bauen, vielleicht eine Räucherei, später eine Marinadenfabrik, mit einem Hubschrauber rundfliegen, die Fischschwärme ausmachen und Ihren Kutter per Funk Anweisung geben. Sie könnten die Lachsreste erwerben, ein Fischrestaurant eröffnen, den Hummer ohne Zwischenhändler direkt nach Paris exportieren – und dann ...“, wieder verschlägt die Begeisterung dem Fremden die Sprache: Kopfschütteln, im tiefsten Herzen betrübt, seiner Urlaubsfreude schon fast

verlustig, blickt er auf die friedlich hereinrollende Flut, in der die ungefangenen Fische munter springen. „Und dann“, sagt er, aber wieder verschlägt ihm die Erregung die Sprache.

Der Fischer klopf ihm auf den Rücken, wie einem Kind, das sich verschluckt hat. „Was dann?“, fragt er leise.

„Dann“, sagt der Fremde mit stiller Begeisterung, „dann könnten Sie beruhigt hier im Hafen sitzen, in der Sonne dösen – und auf das herrliche Meer blicken.“

„Aber das tu ich ja schon jetzt“, sagt der Fischer ...

## Zwischen Atlantis und Utopia

Jörg Machel / Am Anfang der Neuzeit stehen die Träumer einer besseren Welt. Sie schreiben von einer Welt, die ihnen wahrhaft lebenswert erscheint, und verraten ganz nebenbei, worauf ihr Weltbild ruht und wohin ihre Wünsche zielen.

Thomas Morus (1478 – 1535), Humanist und Lordkanzler unter Heinrich VIII. beschreibt unter der Überschrift „Utopia“ einen Ort, an dem die Menschen in Wohlstand und Frieden leben, weil man Arbeit und Wohlstand zu teilen gelernt hat. Ganz hoch in der Werteskala des von ihm beschriebenen Gemeinwesens steht die Freude an Bildung und Kommunikation. Die tägliche Arbeitszeit ist auf sechs Stunden begrenzt. In dieser Zeit ist es möglich, all das zu produzieren, was die Menschen brauchen. Die restliche Zeit verbringt man über Büchern, mit fröhlichem Musizieren und gelehrten Plaudereien.

Ebenfalls im Amte des Lordkanzlers schreibt fast genau einhundert Jahre später der Staatsmann und Gelehrte Francis Bacon (1561 – 1626) einen neuen Gesellschaftsentwurf unter dem Titel „Neuatlantis“.

Auch ihm liegt an der Wohlfahrt der Menschen, auch er möchte ein Land in dem Wohlstand und Gerechtigkeit herrschen. Doch ist sein Zugang ein gänzlich anderer. Nicht mehr die gleichberechtigte Produktion der Güter und die gerechte Verteilung stehen im Zentrum seiner Betrachtungen, sondern die Methoden der Produktion, die immer effektivere Herstellung der Waren. Auch Bacon interessiert sich für die Wissenschaften, doch nicht so sehr, um darüber zu kommunizieren und humanistischen Wissensdrang zu stillen, sondern um nutzbringende Schlüsse zu ziehen. In der Technisierung der Wissenschaften sieht er den Garanten für Fortschritt und Wohlstand.

Es ist ein Lesevergnügen, diese beiden Gesellschaftsentwürfe einmal parallel zu lesen und einen Seitenblick auf das Gespräch zwischen dem Fischer am Meer und dem träumenden Touristen zu werfen. Es scheint, als seien die Gedanken von Morus und Bacon noch immer voller Aktualität und fordern noch immer zur Entscheidung heraus, welchem Lebensentwurf man folgt. Gesellschaftlich scheint die Entscheidung gefallen zu sein. Mit Bacon kann man Wahlen gewinnen, nicht mit Morus. Und doch gibt es auch eindeutige Zeichen, dass allein auf Wachstum und Technik setzende Gesellschaftskonzeptionen noch in diesem Jahrhundert an ihre objektiven Grenzen stoßen werden.

Eine Entwicklungskonferenz der Leute von Utopia und Neuatlantis könnte zu spannenden Ergebnissen führen, denke ich.